

Der Pianist Lev Vinocour über Horowitz in Leningrad und über die Würde des Künstlers im Allgemeinen

«Perverse Sachen»

Als Dreijähriger sass Lev Vinocour auf dem Schoss von Schostakowitsch, mit dreizehn spielte er dessen zweites Klavierkonzert, und Jewgenij Mrawinsky begleitete ihn mit den Leningrader Philharmonikern.

Sein CD-Debüt bei RCA gab er mit zwei «Dornröschen»-Paraphrasen, denn Lev Vinocour hat eine Vorliebe für alles, was nicht nach Mainstream-Repertoire klingt.

Werner Pfister



Bilder: Frank Schemmann / Sony BMG

9. MAI 2008

CHF 12.- / € 8.-



Musik&Theater

M&T: Lev Vinocour, hierzulande gelten Sie immer noch als Geheimtipp. Um flächendeckend bekannt zu werden, genügt es offensichtlich nicht, dass man erstklassig Klavier spielen kann...

Lev Vinocour: Das ist so. Aber gleichzeitig möchte ich zurückfragen: Wer will denn flächendeckend bekannt sein? Wenn man als Künstler mehrheitsfähig sein will, muss man von seinen eigenen Überzeugungen Abstand nehmen. Das ist das Problem – und eine grosse Gefahr. Denn mehrheitsfähig heisst für mich: unter dem Durchschnitt zu bleiben. Ich persönlich finde es aber unbedingt notwendig, dass die Kunst elitär bleibt. Ich habe grosse Bedenken gegen Künstler, die nur jene Musik spielen, die jedem Publikum zugänglich ist.

M&T: Wie meinen Sie das konkret?

Lev Vinocour: Man kann als Pianist so populär werden wie Lang Lang. Aber bleibt man dabei auch Musiker? Wenn man als Künstler einmal seine Würde verspielt hat, kann man sie nie wieder erlangen. Oder anders gesagt: Wenn ich mich für jeden zugänglich mache, dann kann ich nicht wirklich meine eigenen Meinungen für mich in Anspruch nehmen. Das geht dann nicht mehr.

M&T: Haben solch dezidierte Ansichten mit Ihrer Herkunft aus der ehemaligen Sowjetunion zu tun?

Lev Vinocour: Das kann ich so nicht beantworten, denn ich stamme aus einer sehr untypischen Familie. Ich komme aus St. Petersburg und bin die vierte Generation von Berufsmusikern in

unserer Familie. Meine Grossmutter studierte am Petersburger Konservatorium zusammen mit Schostakowitsch Klavier. Von 1942 bis 1974 leitete sie die klassische Musikabteilung des St. Petersburger Rundfunks. Sie pflegte mit allen bedeutenden Musikern eine rege Korrespondenz. Bereits als dreijähriger Knirps sass ich auf dem Schoss von Schostakowitsch.

M&T: Gibt es besondere Erinnerungen aus jener Zeit?

Lev Vinocour: Das kulturelle Leben in St. Petersburg war unvergleichlich. Selbst in düsteren Zeiten konnte es mit New York oder Paris standhalten. Yves Saint Laurent war bei uns zu Hause Gast. Die Schule, die musikalische Ausbildung war phänomenal – so etwas gibt

es heute gar nicht mehr. Wobei man, dialektisch gesehen, auch fragen kann: Wollen wir das heutzutage überhaupt noch? Denn wer eine solche Ausbildung genossen hat, der ist später kaum mehr mehrheitsfähig.

M&T: Stimmt es, dass Sie bereits als Dreizehnjähriger mit den Leningrader Philharmonikern unter Jewgenij Mrawinsky spielten?

Lev Vinocour: Das war am 28. März 1984 im Rahmen einer Musikwoche für Kinder. Mrawinsky war verpflichtet, das Eröffnungs- und Schlusskonzert selber zu dirigieren. Ich durfte im Schlusskonzert das zweite Klavierkonzert von Schostakowitsch spielen.

M&T: Hatten Sie als Knabe keine Angst vor Mrawinsky?

Lev Vinocour: Angst ist nicht das richtige Wort. Der legendäre Mrawinsky war damals 81 Jahre alt und hatte es nicht mehr nötig, sich zu profilieren. Er konnte es sich dank seiner Position erlauben, grosszügig zu sein. Denn grosszügig kann nur sein, wer seiner Fähigkeiten absolut sicher ist. Das heisst, keine andere Leistung konnte an seiner Leistung etwas schmälern. Mrawinsky war jenseits von

allem, er war so erhaben – und in dieser Hinsicht auch nicht mehrheitsfähig. Womit wir wieder beim Thema sind... (lacht)

M&T: Sie hatten am Moskauer Konservatorium bei Mikhail Pletnev Unterricht...

Lev Vinocour: Pletnev war das Assistent meines Lehrers Lev Vlassenko. Pletnev sagte mir: «Wenn du auf die Bühne gehst und nicht sicher bist, dass du auf der ganzen Welt der Beste bist, der dieses Stück in diesem Moment zu spielen imstande ist, dann solltest du nicht auf die Bühne gehen, denn dann kannst du niemanden überzeugen!» Wir hatten beide keine gute Zeit damals. Denn es waren die wohl düstersten Jahre: Das alte Sowjetregime existierte nicht mehr, und Neues gab es noch nicht. Es herrschte ein Machtvakuum, ein Gesetzesvakuum, ein Prinzipienvakuum, und auch zu essen gab es damals fast nichts mehr. 1993 verliess ich Russland und studierte am Royal Northern College of Music in Manchester weiter. Im ersten Semester habe ich nur gegessen, fünf warme Mahlzeiten am Tag. In vier Monaten hatte ich 20 Kilo zugelegt – das sieht man bis heute...

M&T: Wie hat sich im Westen Ihre Karriere weiterentwickelt?

Lev Vinocour: Wenn man ein Massenpublikum haben will, muss man das spielen, was die Leute eh schon kennen, das heisst, man begrenzt sich aufs Standardrepertoire. Solche Werke aber spielte ich kaum, und das war meine Überlebenschance. Als ich nach Deutschland kam, bemerkte ich, dass sich Konzertveranstalter einmal im Jahr etwas Aussergewöhnliches leisten wollen. Vier von jenen vielleicht fünf Klaviersolisten, die in einer Saison eingeladen werden, spielen Konzerte von Mozart, Beethoven, Brahms und Tschaikowsky. Im fünften Konzert darf es dann etwas Ausgefallenes sein – die «Indische Fantasie» op. 44 von Busoni, ein Klavierkonzert von Skrjabin, Glasunow, Thalberg oder Rubinstein. Solche perversen Sachen spiele ich. Auch die «Ungarischen Zigeunerweisen» von Sophie Menter in der Orchestrierung von Tschaikowsky. Es handelt sich dabei übrigens um seine letzte Orchestrierungsarbeit, und es gibt keinen Grund, zu behaupten, Tschaikowsky habe nicht gemerkt, wie schlecht diese Musik sei. Nein! Er hatte gute Gründe, diese Musik zu orchestrieren.

«Ich finde es unbedingt notwendig, dass die Kunst elitär bleibt»



M&T: Gibt es pianistische Vorbilder? Irgendwo habe ich gelesen, dass Ihnen Horowitz viel bedeutet...

Lev Vinocour: Und ob! Am 25. April 1986 hörte ich seinen Klavierabend in der Leningrader Philharmonie.

M&T: Was, Sie sassen da wirklich drin?

Lev Vinocour: Selbstverständlich. Es bleibt für mich das grösste und entscheidendste musikalische Erlebnis, und ich bewahre es bis heute. Das war wie eine Naturgewalt, das kann man mit nichts vergleichen. Da gab es zu Beginn diese Scarlatti-Sonate in E-Dur, wo am Anfang viermal dasselbe Motiv aneinandergereiht wird. Bei Horowitz hatte es jedes Mal eine andere Dynamik, eine andere Beleuchtung. Das, Kinder, ist Klavierspiel! In jedem Ton war Geist da und eine Begeisterung, die er aus der Musik schöpfte und dem Publikum weitergeben konnte. Denn das Wichtigste ist ja, dass der Interpret zwischen dem Werk und dem Publikum nicht wie eine Hürde dasteht. Im 20. Jahrhundert war Horowitz zweifellos der bedeutendste Pianist. Dass er gleichzeitig auch der grösste Musiker war, würde ich nicht sagen – und an seinen Einspielungen gefällt mir einiges nicht.

M&T: Sie haben Meisterkurse unter anderem bei Leon Fleisher, Alexis Weissenberg und Murray Perahia besucht. Drei sehr unterschiedliche Pianistenpersönlichkeiten – was konnten Sie von ihnen lernen?

Lev Vinocour: Weissenberg war der erste bedeutende Musiker, der sich hier im Westen meiner angenommen hat. Das war 1996 beim Robert-Schumann-Wettbewerb in Düsseldorf. Weissenberg hatte eine ungeheure Konzerterfahrung, von der ich profitieren konnte. Er war ein Grandseigneur in jeder Hin-

sicht, und nach wie vor gibt es keine bessere Einspielung von Chopins kleineren Werken für Klavier und Orchester als die von Weissenberg unter Skrowaczewski. Das ist Klavierspiel! Weissenberg war es auch, der mich nach Stresa an die Fondazione Internazionale per il Piano-for-te brachte und mich dort mit Perahia und Fleisher bekannt machte. Mit Perahia war ich bald freundschaftlich verbunden; ich besuchte ihn in London, und einmal machten wir auch zusammen Urlaub in Château-d'Oex. Auf dem Weg dorthin hätte ich ihn fast zu Tode gefahren. Wir kamen von Montreux her, eine Bergstrecke mit vielen Kurven, ich fuhr relativ schnell, und einmal hatte ich den Gegenverkehr nicht richtig beachtet, sodass es fast zu einem fatalen Zusammenstoss gekommen wäre.

M&T: Welchen künstlerischen Einfluss hatte Perahia auf Sie?

Lev Vinocour: Bei seinem Unterricht stand weniger das Pianistische, sondern das Musikalische im Vordergrund. Von ihm lernte ich beispielsweise, dass die rein physiologischen Voraussetzungen für einen Pianisten nicht unbedingt das Begrenzende sind, sondern dass der Geist durchaus für ein physiologisches Manko aufkommen kann. Umgekehrt aber funktioniert das nicht: Ein Mangel an Geist kann nicht durch Physiologisches ausgeglichen werden. Darüber hinaus weihte mich Perahia in die Musikphilosophie Heinrich Schenkers ein, und über das Studium von Schenkers Schriften fand ich zur Zweiten Wiener Schule. Gerne spiele ich das gesamte Klavierwerk von Webern – auch das kein Mainstream-Repertoire, aber wahn-sinnig gute, geniale Musik. 41 Minuten dauert das Gesamtwerk, und jede Sekunde macht mir Spass. Entweder wegen

des Gefühls, das in dieser Musik zum Ausdruck kommt, oder wegen der betonten Abwesenheit von jedem Gefühl. Manchmal klingt es, wie Strassenbahnen in engen Kurven klingen. Genau so muss es sein.

M&T: Sie haben eine Masterarbeit über Franz Liszts Wagner-Transkriptionen geschrieben und innerhalb von 14 Wochen in 14 Klavier-abenden Liszts pianistisches Gesamtwerk zur Aufführung gebracht. Sehen Sie eine Chance, nach Ihrer «Dornröschen»-CD bei RCA nun auch den ganzen Liszt aufzunehmen?

Lev Vinocour: Ich würde das überaus gerne machen. Aber wir sind mit «Dornröschen» nicht überall auf geneigte Ohren gestossen, für viele hat Ballettmusik grundsätzlich etwas moralisch Anrüchiges, auch heute noch. Und bei Liszt hätten wir wohl ähnliche Probleme: Viele seiner Werke stehen nach wie vor im Verruf, zweitklassig zu sein.

M&T: Heisst das, dass Sie Kompromisse machen müssten, wenn Sie weiterhin mit RCA zusammenarbeiten möchten? Dass Sie, statt Ihrer Vorliebe für «perverse Sachen» zu frönen, künftig auf ein Mainstream-Repertoire einschwanken werden?

Lev Vinocour: Das ist nicht zu erwarten. Ich würde die Firma wohl eher verlassen, wenn kein Interesse oder keine Verwendung für das besteht, was ich zu bieten habe. «Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus...» So ist das nun mal.



Die CD

Peter Tschaikowsky: «Dornröschen». Zwei Klaviersuiten, arrangiert von Mikhail Pletnev und Theodor Kirchner.
RCA 88697 35899 2

Die Konzerte

Mittwoch, 27. Mai 2009, 20 Uhr, Kaufleuten Zürich
«A Haydn Celebration» mit Anna Bonitatibus (Mezzosopran) und Lev Vinocour (Klavier).

Donnerstag, 28. Mai 2009, 19.30 Uhr, Tonhalle Zürich, Kleiner Saal
Klavierabend Lev Vinocour. Werke von Haydn, Chopin (12 Etüden op. 10) sowie «Dornröschen zum Hören und Sehen» – Suiten von Mikhail Pletnev und Theodor Kirchner, mit Bild-Projektionen.